Nr. 24 — Leipzig, den 5. Juni — 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Trinitatis — Die Lotzesche Philosophie innerhalb der modernen Weltanschauung: 4. Wechselwirkung der Atome. Seele; Gott; 5. Persönlichkeit und Freiheit. Optimismus; Religion — Das Jerusalemer Bistum — Die Eichsfeldia, Trochtelfingen und das Lutherlied — La Morte von Octave Feuillet — Aus Italien: Ein vollendeter Dom; Padre Agostino; Das fließende Blut des h. Januarius; Englische Kirche in Rom — Aus England: Predigermangel in England; Aegyptisches Bistum; Die „Erfolge" der Heilsarmee; Legat

Trinitatis

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen. (2. Kor. 13, 13.) —

Allsonntäglich können wir diesen Segensgruß des Apostels hören. Am Trinitatisfest hat er seine besondre Bedeutung. Nächst dem Taufbekenntnis ist er es, worin das Trinitatisbekenntnis der Gemeinde ruht. Was Karfreitag und Ostern von der Gnade unsers Herrn Jesu Christi, was Weihnachten von der Liebe Gottes, was Pfingsten von der Gemeinschaft des heiligen Geistes uns gepredigt hat, wir fassen's zusammen, wir möchten's auf aller Haupt legen und in aller Herz schreiben.

Gnade: das, was hernieder kommt, bedeutet das deutsche Wort, Anmut, Lieblichkeit das griechische und lateinische, welches ihm zu Grunde liegt. Eine liebliche Himmelsbotin ist die Gnade, nach welcher die Menschheit sich verlangt, von welcher schon die Schrift des alten Bundes redet: „Deine Gnade währet ewiglich." Aber in Christo erst wissen wir völlig, was Gnade ist. Eine Welt „in ihren tausend Plagen und großen Jammerlast," eine sündenbedeckte, dem Tode verfallene Welt, und über dieser Welt, auf einem Fels im Meer, das Kreuz aufgerichtet, ungezählte Scharen von Mühseligen und Beladenen ringsum versammelt, so könnten wir die Gnade unsers Herrn Jesu Christi malen, wenn wir sie darstellen wollen. Und möge keiner unter uns bei denen fehlen, die betend kommen und dankend bleiben bis ans Ende. Oder ist einer, für den die Gnade nicht da wäre? Keine Sünde ist größer, als daß sie vergeben werden könnte; keine Not ist größer, als daß sie getröstet werden könnte; kein gottgegebener Beruf ist größer, als daß er erfüllt werden könnte. Oder wollen wir etwa mit dem edeln Seume in falsch übertriebenem Mannesstolze meinen, es sei unser nicht würdig, auf „Gnade" zu hoffen? Gerade wer die sittliche Aufgabe am ernstesten faßt und seine sittliche Kraft am tüchtigsten anspannt, wird bekennen, daß unser Herz und unser Leben auf das, was von oben kommt, angelegt ist. „Auf diesem schmalen Pfade gelingt uns ja kein Schritt, es gehe denn die Gnade auf allen Wegen mit." Darum die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns allen!

Aber warum denn der zweite Artikel vor dem ersten, warum die Gnade Jesu vor der Liebe Gottes? Kinder lernen's ja schon als natürlichste aller Gotteserkenntnis: „Gott ist die Liebe." Aber was Kinder jetzt wissen, das haben alle Philosophen nicht erkannt, ehe Jesus kam. Und weil sie ihn nicht haben, werden heutzutage Tausende in den Wechselfällen und Rätseln dieses Lebens daran irre, daß Gott die Liebe ist. Man hatte mir oft von dem schönen blauen Meere erzählt. Wie war ich enttäuscht, als ich es zum erstenmale sah und ein grauer Himmel wie bleiern über den trüben Fluten hing! Aber am Tage darauf schien die Sonne hell, und wie neuverklärt grüßten Land und Meer zu ihr hinauf. So ist diese Welt, auch mit dem, was schön und groß in ihr ist, unserm Auge trübe, so lange durch die Wolken der Sünde und des Leides unsre Augen nicht zu dem Gott hindurchdringen können, der die Liebe ist. Aber Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Nun ist auch das Schwerste im Leben ein Zeugnis seiner Liebe, und das Gute und Wahre und Schöne doppelt wertvoll als ein Geschenk dessen, von dem alle vollkommene Gabe herabkommt. Nicht also das nur, daß er uns behüte an Leib und Seele und alles schenke, was uns heilsam ist, sondern das vor allem, daß er uns erleuchtete Augen des Herzens gebe, in Christo solches zu erkennen, das erbitten wir, wenn wir sprechen: Die Liebe Gottes sei mit uns allen!

In diesem „mit uns allen" sind alle die Gegensätze, durch welche die Menschen in sich geschieden, ist die große Kluft aufgehoben, die wir vergebens sonst auszufüllen oder zu überbrücken suchen. Die Liebe Gottes schafft die Gemeinschaft des heiligen Geistes. Aristoteles hat recht, der Mensch ist ein zur Gesellschaft geschaffenes Wesen. Das hilflose Kind bedarf zur Erziehung der Gemeinschaft. Den Mann nennen wir groß, der gemeinschaftbildend wirkt. Aber hier möchten die Menschen einen Turm von Babel bauen, um gottgesetzte Schranken aufzuheben; dort reißt die Sünde auseinander, was Gott zusammengefügt hat. Keine äußerliche Gemeinschaft, nur was die Herzen bindet, macht wahrhaft eins. Im Herzen aber wohnt die Selbstsucht, bis Gottes Geist es an das Herz der ewigen Liebe bindet. Vom Pfingstfest her ist dieser Geist das Gemeingut der Christenheit, und ihm sich hingeben, daß er uns heilige durch und durch, das erst heißt ein Christ sein. Es gehen viel böse Geister jetzt durch unser Volk, Geister des Unglaubens und Unfriedens, des Eigennutzes und der Gewinnsucht. Aber noch rauscht aus dem Quell des lebendigen Wortes durch viele Herzen der Strom heiligen Geistes, und keiner, der in christlicher Atmosphäre lebt, kann sich ihm ganz entziehen. Er dringe in alle Poren unsers Volkslebens ein, er schlinge um alle Stände sein geheiligtes Band, er reiße heraus aus unsern Brüdern und aus uns selbst vor allen, was vor Gott nicht bestehen kann. Die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen.

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes, die Gemeinschaft des heiligen Geistes — über das, was diesen Segensgruß enthielt, hat die Christenheit aufwärts geschaut, und im Glauben an Vater, Sohn und Geist hat sie ihr Bekenntnis zu Gott, hat sie ihre Erkenntnis des Wesens Gottes zusammenfassen wollen. Man macht sich's recht leicht, wenn man die Dreieinigkeit für unmöglich hält, weil drei nicht eins und eins nicht drei sein können. Haben dies die Männer nicht gewußt, die diesen Satz durchdacht und durcharbeitet, die Schätze der Weisheit und der Erkenntnis in ihm gefunden haben? Und nie werden wir diese Schätze ganz ausschöpfen.

Für alle Zeiten wird die Kirche Christi, deren Glieder im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes getauft sind, im Glauben an Vater, Sohn und Geist ihren Glauben bekennen. Aber nicht spekuliren und sinnen schafft den rechten Segen von dem Trinitatisgruße, sondern ihn beten und nach dem leben, was solches Gebet von uns haben will:

Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen. B H

Die Lotzesche Philosophie innerhalb der modernen Weltanschauung

4. Wechselwirkung der Atome. Seele; Gott

Indessen wir müssen von diesem höchsten Gipfel noch einmal zu den Anfängen zurückkehren. Bisher haben wir es mit dem Subjekt des Erkennens, dem wissenschaftlich Untersuchenden, zu thun gehabt und haben schließlich gesehen, daß die Wissenschaft weder Recht noch Macht besitzt, die Welt des Gefühls bei Seite zu schieben. Unsere fernere Betrachtung dagegen bezieht sich auf das Objekt, auf die Natur, um deren Erkenntnis jene sich bemüht. Wir werden lernen, daß die Natur ohne Seele und ohne Gott ein Rätsel bleibt.

Unsre moderne exakte Wissenschaft erklärt den Naturlauf aus Wechselwirkungen von Atomen. Unser Philosoph erkennt das an, kann aber dabei nicht stehen bleiben. Zunächst handelt es sich um den Begriff des Atoms. Die Physik selbst hat jetzt zugegeben, daß jeder Körper als aus einer endlichen Zahl realer Wesen (Atome) bestehend zu denken sei, die an sich keine Ausdehnung besitzen, sondern nur als Mittelpunkte von Kräften („durch ihre intellektuellen Beziehungen") einander punktförmige Orte im Raum vorschreiben und durch die Summe aller ihrer Wechselwirkungen sowohl Ausdehnung überhaupt als Gestalt, Kohäsion und Widerstandskraft des ausgedehnten Ganzen bewirken. Dieser Gedanke bedeutet aber nichts andres als dies: auch die Atome sind an sich übersinnliche Wesen, d. h. nicht bloß wegen ihrer Kleinheit thatsächlich unsrer, sondern um ihrer Natur willen jeder sinnlichen Wahrnehmung vollkommen unzugänglich; alle sinnlichen Anschauungen aber sind bloß sekundäre Erscheinungen, in denen uns das Resultat der Wechselwirkungen an sich ganz übersinnlicher Elemente zur Wahrnehmung kommt.

Zu einem entsprechenden Ergebnisse führt die metaphysische Untersuchung der Begriffe vom Sein oder der Realität. So lange wir von den Wirkungen eines Dinges noch absehen, ist gar nicht klar zu machen, worin z. B. das Sein an einem Orte eigentlich für das Ding bestehe und wodurch es sich unterscheide von dem Sein an einem andern Orte, an welchem sich das Ding gerade so gut befinden könnte wie an diesem. Realität kann nur von einem zum Wirken und Leiden Fähigen ausgesagt werden; kurz gesagt: Sein ist Wirken. Als erstes wirksames Glied, von dem die Größe der bewegenden Kräfte, welche die Elemente ausüben, in jedem Augenblick entspringt, sind innere Zustände irgend welcher Art in den realen Elementen anzunehmen. Daraus, und nicht aus bloß äußern Aenderungen der Beziehungen zwischen ganz unveränderlichen Atomen (wie man gewöhnlich annimmt), entstehen alle Naturereignisse. Das wahrhaft Seiende ist das Innerliche; aus ihm geht z. B. erst die ganze Welt der Zahlenbestimmungen und Zahlengesetzlichkeit in der Welt hervor und ist nicht etwa ihrerseits die Wurzel, aus der man den qualitativen Inhalt ableiten könnte.

Aber unter allen wirksamen Weltelementen kennen wir aus unmittelbarer Erfahrung nur eins genauer: die Seele, das einheitliche Subjekt, welches die Erscheinungen des geistigen Lebens trägt. Alle innern Zustände aller übrigen Dinge sind uns unzugänglich; nur unsre eigne Seele, welche für eins jener Wesen zu halten ist, erleben wir unmittelbar. Was „Sein" bedeutet, macht kein Denken dem klar, der es nicht aus dem Selbstgefühle seines eignen Seins versteht; „wirken" und „leiden" begreift nur ein Wesen, welches beides in sich selber erfahren hat. Selbst der Begriff des „Bedingens" wäre für uns bedeutungslos, wenn wir nicht aus eigner Erfahrung unsers Wollens und Strebens wüßten, was das heißt, daß ein Element über ein andres eine Macht hat oder zu haben verlangt. An unsrer Seele haben wir ein unteilbares, einheitliches Element, welches die vielen Einwirkungen aufnimmt und alle diese Eindrücke in seinem Bewußtsein konzentrirt; hier haben wir die mirakulose Erscheinung des Gedächtnisses, welches das succesive Vielerlei lebendig zusammenfaßt. Also: Geist zu sein ist die einzig denkbare Realität; d. h. wir können nur in der Vorstellung des geistigen Lebens vollkommen klar verstehen, was real sein heißt; dagegen alle noch nicht geistige, sondern dingartige Realität wird von uns nur durch eine Sammlung abstrakter Begriffe gedacht, die etwas verlangen, wovon wir eigentlich nicht wissen, in welcher Weise es erfüllt werden soll.

Summa: Nicht der Begriff des immateriellen, sondern des materiellen Wesens ist zu beanstanden.

Eine andre, ähnliche Reihe von Gedanken knüpft sich an den oben zu Grunde gelegten Begriff der Wechselwirkung. Wir täuschen uns, wenn wir in irgend einem Falle das Zustandekommen einer Wechselwirkung begreifen zu können glauben. Wenn wir das innere Getriebe einer Maschine und das Ineinandergreifen ihrer Bestandteile betrachten, so glauben wir ihre Wirkung zu verstehen, weil unsre Anschauung hier vielerlei zu sehen bekommen hat. Bei einigem Nachdenken finden wir jedoch, daß wir die beiden Bedingungen nicht verstehen, auf denen alle Maschinenwirkung beruht, nämlich die Kohäsion der festen Teile und die Mitteilung der Bewegung. Worte allerdings kann man viele hierüber machen; aber zuletzt weiß man doch nicht, wie ein Teil eines festen Körpers es macht, seinen Nachbar bei sich festzuhalten, oder wie er es macht, eine Bewegung, in welcher er selbst begriffen ist, aufhören und in einem andern Teile wieder entstehen zu lassen. Was wir also in diesen Fällen wirklich beobachten, ist bloß die äußere Szenerie, in der eine Reihe von Vorgängen abläuft, von denen jeder einzelne mit seinem Nachfolger auf eine völlig unsichtbare und unbegreifliche Weise verbunden ist. Und um es kurz zu sagen: gar keine Einwirkung eines Elements auf ein andres ist ohne Widerspruch denkbar, so lange diese Elemente als ursprünglich von einander unabhängige und gegen einander beziehungslose gedacht werden. Sie ist nur möglich, wenn wir sie alle nur als unselbständige, stets aufeinander bezogene „Modifikationen" eines einzigen wahrhaft seienden Wesens betrachten, welches in ihnen allen der Grund ihrer Existenz, ferner der Grund, um deswillen sie unter bestimmten Bedingungen Bestimmtes wirken müssen, und endlich auch der Grund davon ist, daß diese vorgeschriebenen Pflichten zur Ausführung kommen können. Oder anders ausgedrückt: Alle Dinge sind das, was sie sind, und leisten das, was sie leisten, nicht vermöge eines Rechtes ihrer Natur, das ihnen vor aller Welt zukäme, sodaß später die Welt sich darnach richten müßte und nur das verwirklichen könnte, was diese Privilegien erlauben. Sie sind und leisten vielmehr alles nur im Auftrage dieses einen wahrhaften Wesens; und alles, was wir gewöhnlich als letzte Elemente und Gesetze des Weltlaufs ansehen, hat diese Unveränderlichkeit und diesen Wert auch nur im Auftrage des Planes, zu dessen Verwirklichung es dienen soll. Jeder, auch der ärmlichste Vorgang einer physischen Wechselwirkung, ist nicht möglich ohne die beständige Mitwirkung des einen wahrhaft Realen; durch dieses aber ist die Natur ein Ganzes aufeinander bezogener Teile, nicht bloß ein Haufen isolirter Wirklichkeiten. Und nun folgt die ausführliche Erörterung, daß jenes Wesen, welches das Weltall durchdringt, als intelligenter Geist zu fassen ist, trotz allen jenen neuern Ansichten, welche, keineswegs aus naturwissenschaftlich wirklich notwendigen Gründen, sondern mit willkürlichem Hasse gegen alles, was Geist heißt, diesen Gedanken fruchtlos zu eliminiren suchen. Lotze erkennt in diesem einen, unendlichen Wesen das lebendig seiende Gute und schreibt ihm allein volle Persönlichkeit zu, während dem Menschen nur ein schwaches Abbild derselben gehören würde.

5. Persönlichkeit und Freiheit. Optimismus; Religion

Ueber der Forderung eines persönlichen Gottes, der alles durchdringt, vergißt Lotze nicht die Welt persönlicher Geister, die er geschaffen hat, und kehrt aus den Höhen des spekulativen Fluges gern in das volle Leben der diesseitigen Wirklichkeit zurück. Welch ein Gegensatz zu Schopenhauers Lieblingsmeinungen! Für diesen ist alles Individuelle geringwertig im Gegensatz zu den allgemeinen Ideen; das Einzelne keine Wahr-

heit, sondern eine Täuschung; individuelle Unsterblichkeit unmöglich. Für Lotze dagegen erscheint als das Geringere überall dem Besondern gegenüber das Allgemeine, mit dem Einzelnen verglichen, die Gattung. Die lebendigen Wesen sind für ihn keineswegs bloß Beispiele zur Illustration der allgemeinen Gesetze, nach denen sie entstehen; vielmehr sind umgekehrt diese Gesetze nur die notwendigen Mittel zur Erzeugung jener speziellen und mannichfaltigen Lebensgestaltungen, deren jede viel mehr wert ist, als die Gesetze, auf denen sie beruht. Aehnlich die ethischen allgemeinen Ideen. Sie bieten Regeln des Handelns dar, die in jedem Falle gelten sollen; aber die bestimmten Formen, die das Handeln unter bestimmten Umständen annimmt, sind nicht bloße Beispiele dieser Regeln, sondern viel mehr wert als diese in ihrer Allgemeinheit. Alle Lebensumstände sind Bedingungen, unter denen es uns erst gelingt, dem in der That gemeinten, aber bloß angedeuteten Werte, den wir durch die Allgemeinbegriffe des Guten, Schönen, Gerechten bezeichnen, eine bestimmte ausdrucksvolle Form und damit eigentlich erst einen wirklichen Wert zu geben. Ist uns die allgemeine Farbe lieber, die nicht leuchtet, und die allgemeine Harmonie, die nicht klingt, oder nicht vielmehr das einzelne Rot oder Grün und der einzelne Akkord, der durch das bestimmte Intervall zweier Töne gebildet wird? Und alle allgemeinen Wissenschaften, Moral, Naturphilosophie, Geschichte, wenn sie ihren Inhalt in die Feinheit des Details verfolgen wollen, worin seine volle Bedeutung erst zum Vorschein kommt, laufen zuletzt in Poesie aus, d. h. sie können das Wertvollste nur noch darstellen, indem sie nicht mehr nach allgemeinen Kategorien verfahren, sondern eine Schilderung der unzähligen zarten individuellen Verhältnisse geben, in denen die Bedeutung des Einzelnen ruht.

Von den einzelnen lebendigen persönlichen Geistern wird endlich Freiheit des Willens ausgesagt. Es ist bezeichnend für unsern Philosophen, mit welcher Zähigkeit und sittlich-ernsten Berechnung er die Freiheit nach allen Seiten hin gegen die zahlreichen Einwände und Angriffe zu verteidigen sich abmüht; bezeichnend gerade für Lotze, denn er steht ja wie keiner auf der Grundlage der exakten Wissenschaften, welche Gesetze, Ursachen, Kausalität, aber nimmermehr Freiheit predigen. Wir können den ausführlichen Erörterungen darüber, wiewohl sie gerade für unsre Zeit so wichtig sind, nicht ins Einzelne nachgehen; aber einiges muß doch beigebracht werden. Der Einwurf — sagt Lotze —, daß die Freiheit eine grundlose Ausnahme von dem Kausalnexus sei, der sonst in der ganzen Welt herrsche, beruht seinerseits auf dem grundlosen Vorurteile, daß im Zusammenhang der **ganzen** Welt notwendig völlige Uniformität herrschen müsse, und vergißt außerdem, daß wir ja gar nicht ohne Motiv die Freiheit annehmen, sondern weil uns die Betrachtung der sittlichen Welt ebenso notwendig zu dieser Annahme zu führen scheint, als die Untersuchung der Natur zur Annahme des Kausalnexus. Anderseits ist die Klage sehr thöricht, daß ein freier Entschluß ganz unerklärlich sei. Es versteht sich vielmehr ganz von selbst, daß der Entschluß des Willens, sofern er von keinen Bedingungen nach allgemeinen Gesetzen abhängt, unerklärlich sein muß. Denn Erklärung ist überall bloß Zurückführung des gegebenen Einzelnen auf allgemeine Gesetze, von denen es abhängt. Noch sinnloser würde aber sein, zu behaupten: Was wir nicht erklären können, könne auch in Wirklichkeit nicht vorkommen. Die Wirklichkeit ist denn doch viel reicher als unser Denken; und unsre Unfähigkeit, den Hergang eines Ereignisses zu begreifen, ist durchaus kein Gegengrund gegen die Möglichkeit seines wirklichen Geschehens. —

Gern beschäftigten wir uns noch länger mit der Darstellung der Lotzeschen Gedanken. Allein, selbst wenn wir an diesem Orte weitläufiger sein dürften, als wir bereits gewesen sind, so würde es uns doch schwerlich gelingen, den ganzen beziehungsreichen Inhalt der Lotzeschen Philosophie genügend wiederzugeben. Es muß uns ausreichen, wenn wir zu weiterm Studium der erwähnten „Grundzüge“ und dann des „Mikrokosmus“ angeregt haben. Lotzes Philosophie ist es wert. Es ist eine Weltanschauung, die ein frisch aufstrebendes Geschlecht der Gegenwart brauchen kann, reich an Impulsen zu fröhlichem Handanlegen in persönlicher Arbeit. Die Luft, in der wir leben, ist voll von pessimistischen Meinungen, welche in dem Weltlaufe nichts sehen als die blinde Entwicklung eines Urgrundes, der gar nicht auf Realisirung des Glückes hinarbeite, sich vielmehr in den einzelnen Geistern seines Unglücks bewußt werde und nur den Wunsch der Vernichtung übrig lasse. Daß auf bloß **theoretischem** Wege diesem Pessimismus gegenüber der Optimismus nicht zu beweisen ist, der aus dem erwähnten Begriff von Gott konsequent fließt, giebt Lotze zu. Dennoch ist ihm der Pessimismus wissenschaftlich nicht die tiefsinnigste, sondern die wohlfeilste und oberflächlichste Ansicht, weil er einfach dasjenige preisgiebt und leugnet, was er nicht beweisen kann, also die Existenz eines Rätsels bestreitet, dessen Auflösung er nicht findet. Wenn nun Lotze dem gegenüber und nach völligem Verzicht auf allseitige theoretische Beweisführung dennoch von der Notwendigkeit und Wahrheit des religiösen Glaubens überzeugt ist, so betrachtet er diese Ueberzeugung als eine **Entschließung des Charakters**. Und die Religion beginnt für ihn eigentlich erst mit diesem theoretisch nicht beweisbaren, dennoch aber von ihm anerkannten Gefühle einer Verpflichtung oder einer Gebundenheit durch denselben unendlichen Inhalt, dessen Wahrheit wir theoretisch nicht beweisen können.

L B

Das Jerusalemer Bistum

Streit und Unfriede, Mißgunst und Anklage auf allen Seiten! Der Kampf will nicht zu Ende kommen. Die hochfliegenden Hoffnungen, welche die beiden größten evangelischen Landeskirchen am Tage seiner Gründung an ein evangelisches Jerusalem knüpften, haben sich nicht erfüllt. Vor vierzig Jahren gab die Ernennung seines ersten Bischofs, des Dr. Alexander, den wesentlichen Anlaß zur Sezession vieler Oxforder Traktarianer aus der Staatskirche; bei jeder Neuwahl des Bischofs kam es zu Konflikten der beteiligten Vertragsmächte über „den Judenbischof,“ und jetzt, nachdem die Verträge gelöst sind, droht die Bischofswahl dem Gedeihen einer großen englischen Missionsgesellschaft verhängnisvoll zu werden. Da wird man es mit Beifall begrüßen dürfen, daß die preußische Staatsregierung gegenüber dem Streite der zunächst Beteiligten und mit Rücksicht auf die geringen Dienste, welche das Bistum der protestantischen Sache unter dem Drucke nicht geklärter Kompetenzverhältnisse geleistet hat, die Lust verloren hat, um die Erhaltung des Schmerzenskindes sich weiter zu bemühen.

Die Gründung des Bistums fällt in den Anfang der vierziger Jahre zurück, als infolge politischer Vorgänge die syrischen Provinzen aus der Hand des Paschas von Aegypten in diejenige des Padischahs der Türken gelegt wurden. Unter Erinnerungen an die begeisterten Zeiten der Kreuzzüge erhoben sich damals in Deutschland Stimmen zur Befreiung des heiligen Landes. Aber allen Gewaltmaßregeln abgeneigt, suchte der hochherzige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, indem er die günstige politische Lage mit dem Blicke des Staatsmannes zu benutzen verstand, eine friedlichere Lösung der damals viel ventilirten Frage. Durch Bunsen legte er dem Erzbischof von Canterbury und dem Bischof von London als den Häuptern der auswärtigen englischen Gemeinden einen Plan zur Errichtung eines protestantischen Bistums in Jerusalem vor. Bei einem Teile der englischen Staatsgeistlichkeit fanden der König und die Prälaten auch Verständnis und Zustimmung für ihr Bestreben, eine einheitliche Vertretung der beiden großen evangelischen Kirchen im Orient herbeizuführen; und die weitere Aussicht, durch Zentralisirung der Judenmission der religiösen Verkommenheit der palästinensischen Juden ein Ende zu machen und weiterhin eine Art Einigung zwischen dem deutschen und englischen Protestantismus in Lehr-, Disziplin- und Organisationsfragen*) anzustreben, bahnte namentlich in England der Verwirklichung dieses Gedankens die Wege. Ueber dem Grabe des Erlösers sollten die

*) Der Erzbischof von Canterbury selbst sah damals in seinem erzbischöflichen Ausschreiben „eine wesentliche Einheit sowohl in der Lehre wie in der Disziplin zwischen seiner eignen und den weniger vollkommen organisirten protestantischen Kirchen Europas“ voraus.

bisher getrennten Brüder sich die Hände reichen und zu gemeinsamer Friedensarbeit stärken!

Als Dotation des neuen Bistums wurden 30000 Pfund Sterling bestimmt, deren Zinsen (1200 Pfund) das Einkommen des Bischofs bilden sollten. Preußen garantirte am 7. September 1841 die Hälfte der Summe, obgleich die Stipulationen des Abkommens den preußischen Kontrahenten entschiednen, zum Teil unwürdigen Benachteiligungen aussetzten. Die Ernennung des Bischofs zwar sollte zwischen England und Preußen wechseln; doch hatte sich der preußische Kandidat den drei Weihen der anglikanischen Kirche zu unterwerfen, und Canterbury behielt sich ihm gegenüber ein **unbedingtes** Einspruchsrecht vor. Das Bistum galt rechtlich als Bistum der anglikanischen Kirche, sämtliche unter dem Bischof arbeitenden Geistlichen hatten sich der Ordination nach englischem Ritus, ebenso sämtliche Katechumenen, also auch die deutschen Kinder, der englischen Konfirmation zu unterziehen.

Diese Bestimmungen waren nicht geeignet, dem zuerst enthusiastisch begrüßten Unternehmen Freunde innerhalb des deutschen Protestantismus zu erwerben. Erschien doch die Ebenbürtigkeit zwischen diesem und der englischen Kirche preisgegeben; und nicht mit Unrecht wurde von manchen Kreisen, denen die Bunsensche Kirchenpolitik nicht vertrauenswürdig erschien, eine allmähliche Anglikanisirung auch der deutschen Landeskirchen befürchtet.

Den entschiedensten Einspruch aber erhoben in England J. H. Newman und seine Oxforder Freunde, die damals freilich Rom schon sehr nahe standen. Von der anglikanischen Kirche wollte dieser Mann die Schmach ferngehalten sehen, „die erhabene Beschützerin von Nestorianern, Monophysiten und allen möglichen Ketzern zu werden oder mit den Türken einen Bund gegen die Griechen und — Rom zu bilden“; die Kirche von England dürfe auch nicht den Schein einer Gemeinschaft mit dem — lutherischen und kalvinischen — Ketzertum auf sich dulden und „müsse, wenn sie die Sympathie ihrer Glieder mit Rom verbiete, vor allen Dingen jede Verbindung mit dem protestantischen Preußen und der Häresie der Orientalen aufgeben.“ — So eigentümlich dieser Protest (Oktober 1841) eines gegen die Verbindung protestantischer Kirchenkörper mit Protestanten protestirenden Protestanten erscheinen mag — Newmans Einfluß reichte in weite Kreise der Kirche hinein, und unter allen politischen und kirchlichen Wechselfällen der letzten vierzig Jahre haben seine in der Kirche von England verbliebenen Geistesverwandten die alte Unzufriedenheit zu erhalten gewußt und mit ihren Ausfällen gegen das Bistum, das sie sich als ein Schoßkind der ihnen feindlich gegenüberstehenden Evangelischen Partei anzusehen gewöhnt hatten, nicht geruht. Canon Liddon, der bekannte hochbegabte Kanzelredner an St. Pauls, zugleich anerkannter Führer der einen hochkirchlichen Sektion, hat, vor kurzem von einer Orientreise zurückgekehrt, heftige Anklagen gegen die in Palästina und Kleinasien arbeitenden evangelischen Gesellschaften, die Kirchliche Missions- und die Judenmissionsgesellschaft, ausgesprochen. Er verwirft ihre angeblichen Erfolge, spottet über das, was sie mit dem von ihnen unterstützten Bischof leisten, und stellt die Behauptung auf, daß die griechische Kirche formell von der englischen anerkannt werde, der griechische Patriarch also gewisse Rechte über einen englischen protestantischen Bischof in Anspruch zu nehmen berechtigt sei, und dergleichen. Eine Neuernennung könne nur zu peinlichen politischen Verwicklungen mit der türkischen und russischen Regierung führen. Wozu also mit neuer Lebenskraft ausrüsten, was des Lebens nicht wert, thatsächlich auch dem Tode nahe sei?

Liddons Anklagen haben die Frage in die Oeffentlichkeit gezogen und zu heftigen Rekriminationen in den englischen Kirchenzeitungen geführt. Alle Parteien in der Kirche haben zu der Frage mehr oder minder entschiedene Stellung genommen; aber von Erfolg ist Liddons Schlacht- und Mahnruf nicht gewesen. Ende Februar haben die Erzbischöfe von Canterbury und York und der Bischof von London als Beauftragte des Bistums Jerusalem (Trustees) den bisherigen Bischof von Rangun (Birma), Archdeacon **Blyth**, zum anglikanischen Bischof von Jerusalem und dem Orient ernannt.

Dr. Benson von Canterbury machte gegen die Bedenken Liddons geltend: ein Einspruch seitens irgend einer Staatsregierung könne nicht erwartet werden, weil ein durch englische Gelder erhaltener und über englische Unterthanen die Jurisdiktion ausübender Bischof sich ausschließlich auf britischem Machtgebiet bewege, den diplomatischen Einspruch einer fremden Macht also nicht zu fürchten habe. Und die finanziellen Schwierigkeiten, welche durch die Lösung des Vertragsverhältnisses vonseiten der preußischen Krone eingetreten waren, haben ihre Erledigung dadurch gefunden, daß die große Kirchliche Missionsgesellschaft und die Gesellschaft zur Bekehrung der Juden die seither von Preußen garantirten 600 Pfd. Sterl. zu gleichen Teilen jährlich zu leisten sich verpflichtet haben.

Aber Eintrachts- und Friedensgeläut begrüßt auch jetzt nach Beseitigung der Hauptschwierigkeiten den in sein Bistum einziehenden Bischof noch nicht. Die kirchliche Stellung der drei Trustees, namentlich Yorks und Londons, schien eine Gewähr zu geben, daß die evangelischen Traditionen des Bistums, wie sie Dr. Alexander, Gobat und Barclay (geweiht 25. Juli 1879, gest. am 23. Oktober 1881) vertreten hatten, in der Person des neuen Bischofs erhalten bleiben und das Bistum, das bisher der hochkirchlichen Partei gründlich verhaßt war, nicht in die Hände gerade solches Hochkirchenmannes gespielt würde. Die Befreiung von der bespöttelten preußisch-lutherischen Verbindung war ja ganz dazu angethan, etwaige Bedenken, welche ein Mann von der hochkirchlichen Richtung Liddons der Uebernahme des Bistums gegenüber hätte haben können, niederzuschlagen. Und wirklich, was die langjährigen Freunde Jerusalems gefürchtet: der erwählte Dr. Blyth wird als entschiedener Vertreter des Hochkirchentums geschildert, der die apostolische Succession, das Abendmahlsopfer, die Priesterabsolution in ihrer strengsten Form vertritt und fortgeschrittenen ritualistischen Praktiken huldigt. Ein Sturm der Entrüstung hat sich in allen der Kirchlichen Missionsgesellschaft und der Judenmissionsgesellschaft nahestehenden Kreisen erhoben, daß der auf evangelischen Grundsätzen beruhenden Gesellschaft zugemutet werden soll, einen ritualistischen Hochkirchenmann zu besolden, damit er in den Stand gesetzt werde, über die zahlreichen Agenten der beiden Evangelischen Gesellschaften die Oberaufsicht zu führen. Das würde heißen, den Streit in Permanenz erklären. Mit Entschiedenheit werden von dem Rate der Missionsgesellschaften Schritte gefordert, die auf die Zurücknahme der Ernennung gerichtet sind.

Inzwischen ist dem Dr. Blyth die letzte der vorgeschriebenen Weihen erteilt worden, und bei dieser Gelegenheit hat es der Dekan von Lichfield, der bei dieser feierlichen Gelegenheit die Predigt hielt, für angemessen gehalten, zu erklären, daß **Preußen**, da es **die Besoldungsgarantien zurückzog**, das Recht zu **einer wechselweisen Besetzung des Bistums verloren habe.** Dr. Bickersteth aber wußte recht wohl oder war doch in der Lage, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, daß die Lösung des Vertrages preußischerseits aus ganz andern Gründen als den der angegebenen Zahlungsweigerung erfolgte. Als Barclay 1881 gestorben war, benutzte die preußische Regierung, ehe sie von dem ihr diesmal zustehenden Rechte einer Ernennung Gebrauch machte, die Vakanz, um gewisse Eingriffe, welche die Vertreter der englischen Staatskirche in die ursprünglichen, von Bunsen getroffenen Abmachungen sich erlaubt hatten, für die Zukunft unmöglich zu machen. Ueber diesen Verhandlungen gingen Jahre ins Land. Schließlich kündigte Preußen den Vertrag, nahm aber, als von London der Wunsch auf Fortbestand des alten Verhältnisses kundgegeben wurde, die Verhandlungen wieder auf und forderte die Innehaltung der Bunsenschen Abmachungen zugleich mit der Anheimgabe, daß der deutsche Bischof nicht mehr an die drei englischen Weihen gebunden sei und daß das bedingungslose Einspruchsrecht des englischen Primas gegen den preußischen Kandidaten aufhöre; nur ein bedingtes, aus kanonischen Gründen hergeleitetes Veto solle an die Stelle des unbedingten treten. Nach längern Verhandlungen wurde der letztere Punkt nachgegeben. Aber zum Erlaß der englisch-bischöflichen Weihen wollte sich die inzwischen erstarkte hochkirchliche Partei um keinen Preis verstehen. Da Preußen diesen Punkt als unerläßlich bezeichnete, so erfolgte nun englischerseits die Kündigung des Ver-

trages. Aber Preußen hat nach der Kreuzzeitung bis zu dem Tage, an dem die Lösung erfolgte, den 1841 zugesagten Beitrag regelmäßig fortgeleistet. Es entspricht deshalb nicht dem Sachverhalt, wenn der Dekan von Lichfield von einem Verluste des Besetzungsrechtes infolge eingestellter Geldzahlungen redet. Dr. Bickersteth wird, eines bessern belehrt, nicht zögern, seinen Irrtum richtig zu stellen, auch wenn er ein Prälat der bischöflichen Staatskirche ist. B

Die Eichsfeldia, Trochtelfingen und das Lutherlied

Wir müssen uns heute ein wenig mit der Eichsfeldia auseinandersetzen.

Das „Zentralorgan für das gesamte Eichsfeld" hat sich in zwei Nummern eingehend mit uns beschäftigt. Es stellt unser Blatt seinen Lesern als ein „gähnend langweiliges Predigerorgan" vor; man begreift nicht recht, warum es uns dann nicht ruhig an unsrer Langweiligkeit sterben läßt? Statt dessen fühlt es das menschenfreundliche Bedürfnis, uns mit pikantem Stoff zu versorgen.

Der erste Artikel in Nr. 54 vom 14. Mai beklagt sich über die „Propaganda des Protestantismus inmitten katholischer Einwohnerschaft" und bringt als „interessanten Fall" die Geschichte vor, die in unsrer Nummer 20, S. 194, aus Trochtelfingen in Hohenzollern erzählt ist. Sie berichtete von dem Uebertritt der römisch-katholischen Familie des evangelischen Drehers Betz daselbst und von dem, was folgte: wie B. am Frohnleichnamsfeste sein Haus statt allen Schmuckes mit der Inschrift versehen habe: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen," wie er, dafür vom Rat zur Verantwortung gezogen, das biblische Recht jenes „aber" aus der Bibel nachgewiesen, wie dann sein Geschäft unter der stillen Maßregelung durch die katholische Einwohnerschaft stark geschädigt und endlich, um ihm seine Existenz und den Evangelischen in Trochtelfingen und Umgegend ihre Stätte zum Gottesdienst zu bewahren, sein Haus durch evangelische Glaubensgenossen angekauft worden sei. Diese Geschichte, welche unser Berichterstatter aus dem Rheinischen Gustav-Adolf-Blatte entnommen, wird nun von der Eichsfeldia dahin berichtigt, daß an der Verantwortung vor dem Rat und folglich an der bibelfesten Verteidigung des B. vor demselben „kein wahres Wort" sei. Dasselbe bestätigt ein vom „Gemeinderat" zu Trochtelfingen bei der Redaktion eingegangenes (allerdings weder gezeichnetes noch mit dem Gemeindesiegel beglaubigtes) Schreiben, und wir stehen selbstverständlich nicht an, von dieser Berichtigung unsern Lesern Kenntnis zu geben. Der angefochtenen Darstellung liegt nur die Thatsache zu Grunde, daß dem B. von einem katholischen Bürger wegen des Spruches heftig zugesetzt und von einer katholischen Frau die Mitteilung gemacht wurde, man habe eine Bibel aufs Rathaus geholt, um zuzusehen, ob jenes „aber" drinstünde, da man sonst hätte gerichtlich gegen ihn vorgehen wollen; er selbst jedoch ist nicht zitirt worden.

Weiterhin erklärt es die Eichsfeldia für eine „ebenso dreiste Unwahrheit," daß die Familie B. gelegentlich das verstohlene Thema der katholischen Predigt hat hergeben müssen. In diesem Punkte können wir von der Berichtigung der Eichsfeldia keinen Gebrauch machen. Daß der verstorbene Dekan Sauter die Angelegenheit der Familie B. in seinen Predigten berührt hat, ist nach Mitteilung von katholischen Zuhörern und Briefen der Verwandten B.s Thatsache. Uebrigens schweigt das Schreiben des Gemeinderates über diesen Punkt.

Wenn aber die Eichsfeldia sich darüber entrüstet, daß wir des Uebertritts überhaupt Erwähnung gethan — „ist die Sache doch nie Gegenstand öffentlicher Behandlung gewesen; es läge auch kein vernünftiger Grund dazu vor, denn welchen Weg des religiösen Bekenntnisses jemand wählt, das hat jedermann mit seinem Gewissen abzumachen" —, so ist diese Zartheit bei einem Uebertritt von der römischen zur evangelischen Kirche auf Seiten der römischen Presse wohl begreiflich. Es würde mehr Wert haben, wenn man dieselbe Zartheit gegenüber dem B. und seiner Familie bei ihrer Gewissensentscheidung überhaupt bewiesen hätte. Die Akten des Uebertritts liegen der Redaktion vor: wenn die Eichsfeldia und Genossen fortfahren sollten, sich über den Fall zu entrüsten, so würden wir nicht zögern, eine Reihe von Briefen und Aktenstücken zu veröffentlichen, welche geeignet sind, die Begriffe von Gewissensfreiheit und Duldung, welche in Trochtelfingen (selbst bei den berufenen Trägern der Bildung und Gesittung daselbst) teilweise noch zu finden sind, grell zu beleuchten. Die Geschichte des ganzen Uebertritts ist vom evangelischen Standpunkte aus eine ebenso erbauliche, wie für die dabei eingreifenden Vertreter des römischen Bekenntnisses beschämende.

Von protestantischer „Propaganda" im Hohenzollernschen kann nach anderweitigen Erkundigungen keine Rede sein. Zum Belege dafür könnten wir über die Gemeindebildung zu Trochtelfingen und Gammertingen aktenmäßig berichten; es mag aber heute der Hinweis darauf genügen, daß das Verhältnis der Kindererziehung aus Mischehen ein für den Protestantismus außerordentlich ungünstiges ist, sodaß derselbe sich dort durchaus im Verteidigungszustande befindet. Wenn aber der „Gemeinderat" von Trochtelfingen zu beweisen unternimmt, daß kein Bedürfnis vorliege, daselbst einen evangelischen Pfarrer anzustellen, so dürften die Erwägungen hierüber schwerlich zu seiner Kompetenz gehören. Die Entfernung zum Pfarrorte Hechingen beträgt auf nächstem Wege 28 Kilometer gebirgigen Terrains, $3\frac{1}{2}$ Stunden Fahrzeit: da ist eine Predigtstation kein Luxus. Das zuständige Pfarramt Hechingen erklärt vielmehr einen Vikar für Gammertingen und Trochtelfingen zur Entlastung der ohnehin sehr angestrengten Geistlichen in Hechingen und Sigmaringen für notwendig. Wir hoffen demnächst über Beiträge für diesen Zweck in unserm Blatte quittiren zu können. —

Ganz anders geht die Eichsfeldia in ihrem zweiten Artikel (Nr. 55 vom 17. Mai) mit uns ins Gericht. Wir haben in unsrer Nr. 21 einen Aufsatz über „Grund und Absicht der neuen Kirchengesetze" gebracht, „welcher — nach Ansicht der Eichsfeldia — in Bezug auf Ignoranz und cynischen Fanatismus so ziemlich das Stärkste von dem ist, was das fromme Blatt »für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirche« bisher geleistet hat." Um ihr Urteil zu belegen, druckt die Eichsfeldia den dritten und sechsten (letzten) Absatz des Artikels für ihre Leser ab. Die dort für das preußische Friedensgesetz gegebene Erklärung, daß Fürst Bismarck damit der sozialistischen Verhetzung entgegenwirken wolle, welche der römische Klerus im Laufe des Kulturkampfes so gründlich besorgt habe, wird aber trotz dem Zorne des mitschuldigen Blattes ihre hohe Wahrscheinlichkeit behalten: denn die gekennzeichnete Aufreizung des katholischen Volkes ist offenkundige Thatsache.

Professor Baumgarten von Straßburg schreibt in seiner Schrift „Römische Triumphe" u. a.:

> Wenn man es vielfach den Ultramontanen als großes Verdienst angerechnet hat, daß die Sozialdemokratie in ihrem Herrschaftsgebiete viel weniger prosperiere als in den protestantischen Gegenden, so hat man dabei wohl vergessen in Anschlag zu bringen, daß ihre Agitation zum großen Teile mit wesentlich gleichen Argumenten an die gleichen Leidenschaften appelliert. Im einen wie im andern Falle wird der Neid und Haß der unteren gegen die höheren Schichten genährt, und wenn in diesem Wettstreit der klerikale den sozialdemokratischen Agitator aus dem Felde schlägt, so kann das doch schwerlich für ihn den Anspruch begründen, zu den konservativen Elementen gezählt zu werden. Was aber das Verhältnis des Katholizismus zum sozialen Radikalismus überhaupt angeht, so ist letzterer bekanntlich in Frankreich zuerst entwickelt worden. Und wie wenig die Herrschaft des Klerus ein Schutzmittel gegen die Sozialdemokratie ist, zeigt das heutige Belgien, dieses Paradies des Ultramontanismus, in welchem die Sozialdemokratie eine furchtbarere Macht erlangt hat als in irgend einem europäischen Lande.

Die Bochumer Handelskammer befürwortete eine Garnison für Hattingen, sowie für die rheinisch-westfälischen Industriebezirke überhaupt mit folgenden Worten:

> Die Sozialdemokraten im engern Wortsinne sind allerdings nur in Dortmund und Elberfeld in größern Massen vertreten, aber die klerikale Hetzpresse hat in unsrer Gegend seit Beginn des Kulturkampfes die Arbeiter systematisch gegen die Arbeitgeber und die Regierung verhetzt, sodaß die Möglichkeit von Gewaltthätigkeiten und Aufständen keineswegs in Abrede gestellt werden kann.

Und Fürst Bismarck hat es vor dem Abgeordnetenhause ausgesprochen:

> Die Kaplanspresse hat eine langjährige Thätigkeit entwickelt, die weiter keinen Zweck hatte, als die preußische Regierung als unehrlich und unwürdig darzustellen und ihr die Autorität zu rauben.

Den nächsten Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert die Eichsfeldia selbst in den beiden Nummern, welche sie der Redaktion zugeschickt hat. Sie setzt darin das Verhetzungswerk mit einem solchen Geschicke fort, wie es nur durch langjährige Uebung angeeignet werden kann. Aber zum Ueberfluß will ich einige Aeußerungen des Kaplans Hitze mitteilen, der unter den katholischen Sozialreformern obenan steht und noch gar nicht der schlimmste ist.

Das kann man wirklich als ein Gesetz der Weltgeschichte hinstellen, die Fortbildung der Aristokratie zur Demokratie, die Berufung immer weiterer Schichten der Gesellschaft zur politischen und sozialen Herrschaft; und jeder Versuch, sich diesem Gesetz zu widersetzen, hat sich bitter gerächt, endete in Revolution und Despotismus, in dem Untergange der Nation. . . . . Revolutionen sind geistige Thaten, das sittliche Element überwiegt bei weitem das materielle. . . . . Es ist ein Kampf der Persönlichkeit gegen die verknöcherte Sozietät, des ungehemmten, ungezügelten Geistes gegen die entgeistete Form, des Fortschritts gegen den Stillstand, des erwerbenden Rechtes gegen das erworbene Recht, des persönlichen Verdienstes gegen das ererbte Verdienst — auf beiden Seiten stützt man sich auf sein Recht, und da eine friedliche Versöhnung nicht möglich (!) ist, so muß der blutige Kampf entscheiden. Es ist fast eine »Naturnotwendigkeit.«

Endlich sei noch an die bekannte Aeußerung der Historisch-politischen Blätter erinnert:

An demselben Tage, wo der moderne Staat wie die Napoleonssäule unter den Keulenschlägen der Kommune zusammenbricht, wird die soziale Macht des Katholizismus sich entfalten. Derselbe Glockenschlag, der die Todesstunde des modernen Staates verkündet, wird zum Festgeläute der Freiheit der katholischen Völker. Denn in demselben Augenblicke sind die Fesseln zerbrochen, die sie bis dahin zur politischen Machtlosigkeit verdammten.

Das sind die Gedanken, welche die Kaplanspresse und die jesuitisch-ultramontanen Agitatoren, welche ja kaum den Papst mehr respektiren, wenn er es sich einmal einfallen läßt, mit der Obrigkeit zu gehen, unter das Volk bringen. —

Was ist aber der an alledem so ganz unschuldigen Eichsfeldia an unserm Artikel das Entsetzlichste gewesen? Die Schlußworte: „Und ob die Welt voll Teufel wär — das Reich muß uns doch bleiben!" Die druckt sie nicht nur gesperrt, wie manches andre zuvor, sondern fett, und fährt fort:

So schreibt ein kirchliches Organ für die »gebildeten Glieder der evangelischen Kirche« am 21. Mai 1887 — nicht etwa 1587.

Wer Janssens »Geschichte des deutschen Volkes« aufschlägt, wird im V. Band, Seite 311 bis 557, sich vor den Schilderungen der konfessionellen Polemik bis 1618 entsetzen, sofern er noch ein Gefühl für »das mit uns geborene« Recht der Glaubensfreiheit(!), ein Verständnis für die höchsten ethischen Ziele der menschlichen Sprache und des gesitteten Umganges(!) besitzt. Beispiele, wie eins die letztangeführte Stelle des »Gemeindeblatt«-Artikels enthält, finden sich ebenfalls unter den von Janssen beigebrachten Zitaten, sogar mildere, weniger Brutalität(!) offenbarende Aussprüche. Und doch kommt den Lästerungen der katholikenfeindlichen Presse von damals zu gut, daß die deutsche Kultur sich gegen heute um drei Jahrhunderte im Rückstande befand.

Da haben wir's! Nämlich das schönste Exempel von der Meisterschaft im Verhetzen, zu der es die Jesuitenpresse in Deutschland glücklich gebracht hat. Weiß die Eichsfeldia nicht, daß jene ihr so überaus anstößigen Worte ein Stück aus unserm Lutherliede „Ein' feste Burg ist unser Gott" sind? Dieses ist zwar nicht 1587, wohl aber vermutlich 1527, also noch sechzig Jahre früher entstanden. Aber die Leser der Eichsfeldia sollen das Reich ohne Zweifel auf das deutsche Reich und die Teufel auf sich, die Katholiken, deuten: denn nur dann wird ihnen die Brutalität der „letztangeführten Stelle" genügend einleuchten. Thun wir der Eichsfeldia Unrecht, so wird sie in einer ihrer nächsten Nummern ihren Lesern sagen, daß die „letztangeführte Stelle" ein Zitat aus einem Liede Luthers war, welches wir Protestanten mit Vorliebe singen, und unter den Teufeln die wirklichen Teufel, unter dem Reiche das Himmelreich verstanden werden müsse, daß also die „letztangeführte Stelle" trotz ihrem fetten Druck für die Brutalität weder der protestantischen Polemik überhaupt noch unsers Gemeindeblatts etwas beweisen könne.

Wenn die Eichsfeldia diese Berichtigung unterläßt, so haben wenigstens unsre Leser ein Pröbchen ultramontaner Polemik zu kosten bekommen. Ich kann die Lektüre der Eichsfeldia als eines „höchst unterhaltenden Jesuitenblattes" nur angelegentlichst empfehlen; sie gehört zu der „sich katholisch nennenden Presse," welche der katholische Präsident des Herrenhauses, Herzog von Ratibor, in seiner jüngsten Erklärung genügend gebrandmarkt hat. R

La Morte

von Octave Feuillet

In einer Zeit, wo aller Augen mit einer gewissen Spannung auf Frankreich als den Punkt gerichtet sind, von welchem in kurzem ein verheerendes Unwetter über ganz Europa sich verbreiten kann, ist es gut, auch geistige, friedliche Beziehungen zu pflegen, die, wenn auch den Gegensatz der Völker nicht mildern, doch davor bewahren, daß man in blindem Eifer bei den Feinden nur Verkommenheit erblicke. Wir namentlich sind Frankreich gegenüber nur zu sehr geneigt, es als einen Sumpf aller Sittenlosigkeit zu betrachten und französische Romane als eine Lektüre anzusehen, die man in Händen ernster Menschen nicht finden dürfe. Daß dieses Urteil in Bezug auf manchen französischen Schriftsteller der Neuzeit wohl begründet ist, ist ebenso wahr als dies, daß man in Bezug auf ein gut Teil moderner deutscher Romanschriftsteller genau dasselbe sagen könnte. Rühmliche Ausnahmen giebt es hüben und drüben, und als eine solche ist Feuillet in hervorragendem Grade zu bezeichnen.

Octave Feuillet ist einer der hervorragendsten französischen Romanschriftsteller der Gegenwart. Unter seinen ältern Sachen hat besonders sein Roman d'un jeune Homme pauvre verdiente Verbreitung gefunden. Auch für das Theater ist er thätig gewesen, und hat eine Anzahl Lustspiele geschrieben, die durchweg einen tieferen Gehalt haben, wie er z. B. in Le Village das Glück des Familienlebens über den Hang zu ungebundner Freiheit siegen läßt. Erst jüngst ging ein neueres Stück von ihm in Berlin über die Bühne.

Daß sein Roman La Morte in Frankreich als eine bedeutende Leistung angesehen wird, beweist, daß er bereits in siebenundsiebzigster Ausgabe erschienen ist. Er verdient auch bei uns in Deutschland gelesen zu werden. Denn seine Tendenz ist keine andre, als zu zeigen, wohin Bildung, auch die idealste, wenn sie von dem Glauben sich emanzipirt, den Menschen führt, und auf der andern Seite, wie wenig Glück und Friede ohne Religion selbst bei den denkbar günstigsten äußern Verhältnissen zu finden ist. Daß aber nur niemand eine sogenannte moralische Erzählung darin wittere; die Geschichte ist so frisch und lebenswahr, daß man es dem Verfasser gern glaubt, wenn er versichert, er gebe nur leicht verbundne Stücke eines Tagebuchs, es handle sich also hier um wirkliche Thatsachen.

Den Inhalt der Erzählung bildet eine Ehestandsgeschichte, und zwar eine mit unglücklichem Ausgange. Aber der Grund zu dem gegenseitigen Mißverstehen ist nicht etwa, daß die beiden Gatten überhaupt nicht zu einander paßten, auch nicht einmal die Frömmigkeit der Gattin, welche nun gemißbraucht würde oder dem Manne durch Bekehrungsversuche lästig fiele; nein, beide sind verständige, ehrenwerte, durchweg liebenswürdige Menschen, die einander aus wirklicher Liebe geheiratet haben. Eins nur trennt sie: ihre religiöse Ueberzeugung. Der Ehemann, den vornehmsten Kreisen von Paris angehörig, ist ein vollkommenes Kind seiner Zeit und repräsentirt leider nicht nur den Typus der höhern französischen Gesellschaftskreise. Er ist ein Mann voll Gefühl, und nicht ohne Bewegung hat er „am Horizont das schöne Greisenhaupt verschwinden sehen, das er gewohnt war, Gott zu nennen." Seitdem hat er selbstverständlich nicht seine Begriffe von Ehre und Biederkeit, wohl aber jede Spur von Glauben an Gott und Unsterblichkeit verloren. Es geschah das nicht auf dem Wege wissenschaftlicher Studien — nein, es ist eben der ganze Zug der Zeit, die dem Einzelnen Einwände gegen die offenbarte Wahrheit zuträgt wie auf den Flügeln des Windes, und ist der Wind vorübergebraust, so bleiben nur Trümmer und Nacht zurück. Aber, obwohl ungläubig, ist der Graf nicht gottlos; er vermag es nicht, über den Glauben andrer zu spotten; er verabscheut es nur als Heuchelei, äußerlich die Formen der Religion zu beobachten, wo ihm doch der Glaube daran fehlt. Sein Leben besteht

daher in völlig ungenirtem Genuß all der Freuden, die Rang und Vermögen ihm irgend bieten können.

Die Gattin, welche er auf Anraten eines alten Onkels zuerst aus Rücksicht für diesen wählt, dann den sich auftürmenden Hindernissen zum Trotz erstrebt und endlich aus wirklicher Liebe heiratet, ist von ihrem etwas altfränkischen Vater, der sich aus der ihn abstoßenden Gegenwart in eine geträumte Vergangenheit geflüchtet hat, in hingebender Begeisterung für das Zeitalter Ludwigs XIV. erzogen, aber in aufrichtiger Frömmigkeit statt der heuchlerischen jener Zeit. In ländlicher Einsamkeit aufgewachsen, hat sie nie die Versuchungen des Lebens kennen gelernt. Vom Vater selbst zum guten Teil unterrichtet, kennt sie nur seine Ansichten, gegen welche es keinen Widerspruch giebt. Ihr ganzes Leben ist bisher nur Liebe und Glaube gewesen, und zwar eine Uebung desselben, wie sie selten genug in so vornehmen Kreisen angetroffen wird. Sogar Hausandachten mit den Leuten sind auf dem Schlosse Sitte. Liebenswürdig, einfach, vertrauensvoll hingebend reicht die reine und doch geistig wie sittlich gereifte Jungfrau dem um sie werbenden Manne Herz und Hand, allerdings mit der stillen Hoffnung, in der ein Onkel, welcher Bischof ist, sie bestärkt, es werde ihrer kindlichen und aufrichtigen Frömmigkeit gelingen, den, wenn auch ungläubigen, so doch aufrichtigen Mann durch die Macht christlichen Lebens zu überwinden.

Die Sache geht in der That zu Anfang sehr gut. Zuerst eine lange Hochzeitsreise, sodann die bald aufkeimenden Elternhoffnungen halten den Widerstreit der Neigungen beider nieder. Allein immer mehr erwacht in dem Grafen der Hang, die alte Geselligkeit wieder aufzunehmen und sich nun mit seiner Gemahlin in die hauptstädtischen Vergnügungen zu stürzen; und immer mehr fühlt der Gräfin reine Seele sich von der Sittenlosigkeit und Oberflächlichkeit des Lebens in diesen Kreisen angewidert. Sie zieht sich zurück auf die Pflichten des Hauses, widmet sich ganz der Erziehung ihrer Tochter, und — entfremdet sich so das Herz des Gatten. Hinter jedem Worte wittert er einen Bekehrungsversuch, und von seiner völligen Gleichgiltigkeit gegen die sie umgebende Verkommenheit, die er als ein der heutigen Gesellschaft und ihrer Ueberzeugung mit Notwendigkeit anhaftendes Uebel ansieht, wird sie in tiefster Seele betrübt. Abende und Nächte, die der Mann, innerlich verstimmt, in fröhlicher Gesellschaft zubringt, verweint sie, und die Spuren dieses Kummers machen ihn nur gereizter gegen die Frömmigkeit seiner Frau, welcher er die Schuld an allem Unglück beimißt.

Durch den Rat einer alten Freundin belehrt, versucht sie, ihren Mann bei seinen Vergnügungen zu begleiten. Innerlich gequält und müde gehetzt, bricht sie endlich ohnmächtig zusammen auf einer Lustpartie, die gegen den Willen ihres Gemahls durch Hinzuziehung einiger Schauspielerinnen zur Orgie geworden ist. Jetzt aber faßt der Graf den Entschluß, der Frau zu Liebe dem Pariser Leben zu entsagen. Ein Landsitz wird gekauft, alles schön eingerichtet, Pariser Freunde eingeladen, und alles geht gut. Allein der Winter kommt und mit ihm die Langeweile. Von einer kurzen Reise nach Paris wird er wegen schwerer Erkrankung seiner Tochter zurückgerufen. Ein berühmter Pariser Arzt und Gelehrter, der sich hier in die Einsamkeit zurückgezogen hat, um ganz seinen Studien zu leben, rettet das Kind durch eine Operation, und hinfort entspinnt sich zum Verderben aller eine enge Freundschaft zwischen beiden Häusern.

Der Arzt ist das Ideal eines Mannes, wie er es ohne Christentum nur werden kann. Aufopferungsfähig, wohlthätig gegen Arme bis zur Selbstverleugnung, steht er ganz im Dienste einer Wissenschaft, die ihn zwar zum Atheisten gemacht, aber eine andre Religion gelehrt hat, von der er in Zukunft nicht nur den vollgiltigen Ersatz des in der Auflösung begriffenen Christenglaubens, sondern auch all das Glück für die Menschheit erhofft, welches dieser ihr nicht hat bringen können. Natürlich wird diese philosophische Religion der Pflichterfüllung in dem Bewußtsein, damit der Veredlung des Ganzen zu dienen, nur einzelnen Auserwählten zugänglich sein; aber diese werden zahlreich und stark genug werden, um die Menge zu beherrschen.

Als erstes Muster dessen, was diese Grundsätze hervorbringen können, hat der Arzt seine Nichte und zukünftige Gemahlin sich erzogen. Allerdings erscheint sie etwas emanzipirt in ihren selbständigen Jagdstreifzügen; aber wer sie dann sieht als Assistentin des Onkels bei Operationen, als Genossin seiner Studien, mit dem schönen Gesicht und der unbefangenen Leichtigkeit ihres Benehmens, der kann sich nicht enthalten, sie zu lieben. Das erfährt der Graf zu seinem Schaden. Trotz seines Ringens dagegen wird er immer tiefer darein verstrickt. Die Gräfin merkt es wohl, ist aber zu zart und liebt den Gemahl zu innig, um je gegen ihn eine einzige Aeußerung zu thun. Darüber beginnt ihre zarte Gesundheit zu schwanken; Sabine, die Nichte des Arztes, pflegt sie; die Krankheit verschlimmert sich unerwartet — und sie stirbt, vergiftet von Sabine, welche auf diesem Wege des Grafen Hand, Rang und Reichtum zu erobern hofft, nachdem sie sein Herz längst gewonnen.

Schauerlich ist die Kälte, mit der die Mörderin dem einstigen Lehrer der sie zur Gattin erwählt, auseinandersetzt, wie Moral, Verbrechen, Tugend in konsequenter Schlußfolge nach seinen eignen Prinzipien nur absurde Vorurteile seien. Das ist die Höhe der Bildung und die Frucht aller Befreiung von religiösem Aberglauben, die er selbst zu stande gebracht hat. Schaudernd wendet er sich von seinem eignen Werke ab. Man begreift es, daß dem Manne bei diesem Zusammenbruch alles dessen, was ihm hoch und beglückend schien, das Herz bricht. Er stirbt, um so den Plänen des Grafen völlig Platz zu machen.

Nach beendeter Trauerzeit heiratet der Graf das Mädchen, an dessen Seite als eines gebildeten, vorurteilsfreien Wesens er nun ein volles Glück zu genießen hofft. Sein Erwachen ist schrecklich. Mit offenem Cynismus erklärt sie ihrem Manne, er werde doch nicht so kindisch sein, zu glauben, daß die leere Zeremonie einer Trauung ihnen irgendwelche dauernde Pflicht gegenseitiger Liebe auferlege. Nach manchen bittern Erfahrungen erhält endlich der Graf sichere Kunde davon, daß Sabine die Mörderin seiner ersten, frommen und im Grunde doch stets geliebten Gemahlin gewesen ist, und daß diese in der Meinung gestorben ist, Sabine reiche ihr das Gift mit Wissen des Gemahls. Der Gedanke vernichtet ihn; und was die Lebende nicht vermocht, das erreicht die Tote. In der heftigen Sehnsucht, sie möchte wissen, daß er nicht der Genosse der That sei, gelangt er zu dem Wunsche, es möchte ein Fortleben geben, und zum erstenmale ringt sich etwas wie ein Gebet über seine Lippen: „Herr, allmächtiger Gott, wenn du existirst — du siehst, was ich leide, erbarme dich mein!"

Die Ehe wird getrennt, indem die ruchlose Gräfin, reich mit Geld ausgestattet, Frankreich verläßt. Der Graf aber läßt sich vor seinem frühen Tode durch die Hand des Bischofs, des Onkels seiner verstorbenen Gemahlin, mit den Sterbesakramenten versehen, um in ihrer Religion zu sterben.

Das Buch ist voll von feinen Bemerkungen, denen man meist nur von Herzen beistimmen kann. Eins aber sei noch hervorgehoben, das ist der Hauch der Reinheit, der selbst Schilderungen sittlicher Verkommenheit durchweht, und der anheimelnde Zug nicht römischer, sondern wahrhaft christlicher Frömmigkeit, der das Ganze durchzieht. Wie erfreulich ist es, wenn drüben im halb an den Jesuitismus, halb an den Nihilismus verlorenen Lande ein so beredter Zeuge die Wahrheit verkündigt, daß alle moderne Weisheit den Halt nicht zu bieten vermag, den der Glaube dem Herzen in allen Lebenslagen giebt. Vielleicht, daß mancher, der in seinem Glauben schwankend geworden ist, festeren Fuß faßt, wenn ein gottbegnadeter Dichter ihm vor Augen führt, welchem Abgrunde das Menschenherz ohne Glauben zutreibt.

Schb

Aus Italien

(Ein vollendeter Dom) Als vor Jahrhunderten die Handelsrepubliken Mittelitaliens Mittelpunkte des Weltverkehrs waren, diente ihr Reichtum der christlichen Kunst, eine Thatsache, die bis heute von den majestätischen Domen jener uralten Städte bezeugt wird. Mit glänzendem Beispiele ging Pisa, eine der ältesten Städte Etruriens, im zwölften Jahrhundert voran. Als einstmals die Flotte dieser stolzen Republik mit Schätzen beladen von einem glorreichen Siege über die

„Heiden" (Sarazenen) heimkehrte, beschloß man den Bau eines neuen Domes. Die fürstlichen Kaufherren von Pisa, die in Asien, Afrika und Europa ihre Faktoreien besaßen, die hunderte von Galeeren für die Kreuzzüge stellten, lösten ihr Gelübde, und der Dom wurde im zwölften Jahrhundert geweiht. Schweigend und ernst liegt heute der Domplatz, wo die berühmten Monumentalbauten der Stadt von großen Gedanken und Zielen vergangner Zeiten Zeugnis ablegen und im Herzen des Wanderers, wie Schreiber dieses bezeugen muß, unauslöschliche Eindrücke hinterlassen. In Lucca, Pistoja, Bologna empfängt man dieselben Eindrücke, bis man schließlich nach Florenz, zum Höhepunkt, gelangt. Florenz, die Heimat Dantes, war im dreizehnten Jahrhundert zu hoher Blüte gelangt, „reich an Menschen, Schätzen und Ansehen," zählte 30000 waffenfähige Bürger und beherrschte den größten Teil von Toskana. Fast gleichzeitig mit dem Palazzo Vecchio, den die Signoria sich für ihre Versammlungen erbaute, wurde auch zum Bau eines neuen Domes geschritten, dessen Grundstein man im Jahre 1294 legte.

Soeben erst, seit dem 13. Mai 1887, steht dies Bauwerk vollendet da, ein Ehrenzeugnis für das heutige Florenz, welches mit jener Vollendung bewiesen hat, daß es große Gedanken nicht nur hegt, sondern auch auszuführen versteht. Bekanntlich war Florenz von 1860 an zehn Jahre hindurch die Hauptstadt von Neuitalien. Es wurde an den Rand des finanziellen Ruins gebracht, als der Hof und die Regierung nach Rom übersiedelten. Man hatte im Jahre 1860 die Vollendung des Domes, die seit Jahrhunderten vergebens erstrebt war, begonnen, und konnte, als in Florenz jener finanzielle Zusammenbruch eintrat, erwarten, daß die Domvollendung auf unbestimmte Zeit vertagt werden würde. Das ist nicht geschehen; das Werk ist vollbracht und das ganze Land, König Umberto an der Spitze, hat an der Vollendungsfeier teilgenommen.

Zwischen den Domen Toskanas und den deutschen Domen, wie wir sie zu Köln, Straßburg, Ulm, Nürnberg, Regensburg u. s. w. erblicken, ist ein großer Unterschied. Die deutschen Dome besitzen als ihre wichtigste und zugleich tief-symbolische Zierde die Türme, welche einen Teil des grandiosen Bauorganismus bilden. Als der Dom in Köln vollendet werden sollte, handelte es sich in erster Linie um Vollendung der Türme. Türme im deutschen Sinne kennt der Kirchenbau Toskanas (und Italiens) nicht; der Turm ist nur Glockenträger, steht neben der Kirche, ist nicht in ihren Organismus eingefügt, sondern ein für sich bestehendes, allein dastehendes Bauwerk. Als es galt, den Dom in Florenz zu vollenden, handelte es sich um die Fassade.

Mit dem Dom zu Pisa beginnt für den Fassadenbau der Kirchen Toskanas ein neuer Stil. Mehrere Arkadengalerien mit freistehenden Säulen, welche durch Bogen verbunden sind, bringen Leben in die Kirchenfront und beseitigen das Eintönige, wodurch eine ebene Mauerwand das Auge beleidigen würde. Die Fassade des Doms zu Pisa ist in fünf über einander liegende Galerien genannter Art geteilt, und hoch oben steht die Madonna. Es lag nahe, in solchen Galerien Statuen, Büsten anzubringen, oder eine Fassade außerdem mit Reliefs, mit Mosaiken zu schmücken und dabei derselben auf diese Weise nicht nur eine Mannichfaltigkeit von Gestalten, sondern auch von Farben zu verleihen. In der That sehen wir die Fassaden solcher Dome, die später als der zu Pisa entstanden, in obiger Weise gestaltet.

Die soeben vollendete Fassade des Domes zu Florenz zeigt die äußerste Konsequenz jenes Baustils. Man könnte sich, wenn der Vergleich erlaubt ist, die Fassadenfläche als eine Bühne vorstellen, auf der eine Szene dargestellt wird. So ist es am Dom zu Florenz. Eine Menge von Statuen und Büsten, in Nischen befindlich, eine Fülle von Reliefs und Mosaiken, eine Mannichfaltigkeit der Ornamente in Farben zeigt dem staunenden Auge ein Schauspiel, eine Szene aus einem Drama. Die Hauptperson dieser Szene aber ist die Madonna, welcher der Dom geweiht ist; ihr Grundgedanke ist deren Verherrlichung, wozu sich alle Kunstgebilde, die wir an der Fassade erblicken, vereinigen.

Florenz, das „Athen am Arno," beging die Vollendung seines Domes mit grandiosen Festen, welche jene Zeiten in Erinnerung riefen, als ein Medici dort dieselbe Stellung einnahm, wie Perikles in der Stadt der Hellenen. T

(Padre Agostino) Am 12. Mai hat in Florenz die feierliche Enthüllung der Fassade des dortigen Domes, Santa Maria del Fiore, stattgefunden. Es ist derselbe Dom, in welchem einst Savonarola seine erschütternden Predigten hielt. Während der Fastenzeit dieses Jahres ist in derselben Kirche ein Prediger aufgetreten, den wir zu den berühmtesten unsrer Zeit rechnen müssen: es ist der Mönch Padre Agostino. Im vorigen Jahre hielt er die Fastenpredigten zu Pisa im Dom daselbst, jedesmal vor über 15000 Hörern, die sich tagtäglich dort versammelten. Alle Stände waren unter den Hörern vertreten, und die Universität mußte ihren Stundenplan ändern, weil die Studenten den Padre hören wollten. Eben solchen Zulauf hatte der beredte Mönch auch in Florenz. Als er bei seiner letzten Predigt die Kanzel des Domes betrat, durchbrauste donnernder Beifallssturm die Kirche, und dies wiederholte sich am Schlusse dieser Predigt. Bekanntlich erlebte der Kirchenvater Chrysostomus dasselbe in Konstantinopel. Wir werden später imstande sein, eingehend über die Predigten dieses Mönches zu berichten. Die gesamte Presse des Landes hat sich mit ihm beschäftigt und seltsame Dinge über sein Leben erzählt. Er soll früher unter Garibaldi mit dem Schwert gefochten haben; andre wollen wissen, er sei wegen besondrer Büßung ins Kloster getreten. Gewiß ist soviel, daß man nichts gewisses weiß und daß Padre Agostino schweigt. Ein findiger Buchhändler machte kürzlich bekannt, daß er eine Sammlung von Predigten des Padre Agostino herausgeben werde, allein dieser hat erklärt, daß niemand mit der Herausgabe seiner Predigten beauftragt sei. T

(Das fließende Blut des h. Januarius) Alles beim Alten. Am ersten Sonntag des Mai ereignet sich seit Jahrhunderten im Dom zu Neapel das bekannte Blutwunder des h. Januarius. Eine Woche hindurch ist Festzurüstung, und geschehen dann aus allen Parochien der großen Stadt, die gegen 600000 Einwohner zählt, Wallfahrten zum Heiligtum des Genannten, welcher als Hauptbeschützer Neapels gilt. Am letzten Tage des April erfolgt dann die große Prozession, in welcher das Haupt und das „Blut" des St. Januarius aus dem Dom nach der Kirche Santa Chiara und wieder zurück getragen wird. Am 1. Mai geschieht im Dome das Mirakel, welches bekanntlich darin besteht, daß das „Blut" des St. Januarius flüssig wird. Dieser Vorgang gilt als Orakel. Geht das Flüssigwerden schnell von statten, so ist's von guter Vorbedeutung; geht's langsam, so droht Unglück. Im September wiederholt sich das Mirakel. Dasselbe wird jedesmal offiziell von der Stadt durch Kanonendonner begrüßt. T

(Englische Kirche in Rom) In Rom ist am Ostersonntag abermals eine neue evangelische Kirche eröffnet worden. Die Weihepredigt hielt am Frühgottesdienst der englische Bischof von Gibraltar und abends der Bischof von Carlisle. Die Kirche gehört zur englischen Staatskirche, ist nach den Plänen des verstorbenen Mr. Street, eines der besten und talentvollsten Architekten Englands, gebaut und enthält rund 700 Sitzplätze. Sie trägt den Namen Allerheiligenkirche (All Saints). B

Aus England

(Predigermangel in England) In Uebereinstimmung mit den Mitteilungen, die vor einiger Zeit auf einen Rückgang der englischen nichtstaatlichen Kirchen (Methodisten, Quäker u. a.) hinweisen, steht die neuerdings gemeldete Thatsache, daß unter den Nonkonformisten eine allseitige Besetzung vakanter geistlicher Stellen wegen Mangels an geeigneten Persönlichkeiten nicht möglich ist. Wie bei uns, ist auch in England eine Ueberfüllung fast aller Berufsklassen eingetreten, mit einziger Ausnahme des geistlichen Amtes. Sobald in freikirchlichen Gemeinden Pfarrstellen von Bedeutung in Vakanz treten, wiederholen sich wegen der Personenfrage jedesmal die Besetzungsschwierigkeiten. Es ist kein Nachwuchs da. Obgleich unter den jüngern Mitgliedern des Klerus es nicht an solchen fehlt, die fähig sind, große Aufgaben im Reiche Gottes zu lösen, so bietet die geringe Zahl doch keinerlei Gewähr zu einem ausreichenden Ersatz für die ältern, durch organisatorische und oratorische Gaben ausgezeichneten Männer. Wie in keiner frühern Zeit, haben die Gemeinden jetzt unter der Not langwieriger Vakanzen zu leiden, die in sehr vielen Fällen Abbröckelungen an andre Kirchengemeinschaften, namentlich an die Staatskirche, im Gefolge haben. Es ist das ein unter den Freikirchen allgemein gefühlter Mangel, der umso mehr empfunden wird, als auch die neuerdings öfters erhobenen Einwendungen gegen die theologische und allgemein humanistische Durchbildung der nonkonformistischen Pfarrer nicht ohne Grund sind. Vielleicht gelingt es dem in Oxford neugegründeten Mansfield College, in absehbarer Zeit in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. Denn der Predigermangel an sich ist nicht geeignet, dem Amte tüchtige und begeisterte junge Männer zuzuführen.

(Aegyptisches Bistum) In den staatskirchlichen Kreisen Englands wird die Möglichkeit eines ägyptischen Bistums besprochen, obgleich es auch nicht an Stimmen fehlt, die in der Ernennung eines Bischofs von Alexandrien einen ähnlichen Mißgriff erblicken, wie in demjenigen von Jerusalem. Die betreffende Korrespondenz fügt hinzu, daß die schottischen und amerikanischen Missionare in Aegypten im allgemeinen nicht viel besser seien als eine Vorhut des Unglaubens und daß über kurz oder lang Schritte geschehen müßten, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen; mit viel größerer Energie müßten die eigentlichen Missionsarbeiten an diesem Lande und Volke, von dem England die größten Vorteile gehabt, betrieben werden. Ein energischer Bischof würde dort ein reiches Feld der Thätigkeit finden. Inzwischen hat Dr. Blyth, der sich „Bischof in Jerusalem und dem Osten" nennt, seine Diözese auf ganz Aegypten und Cypern ausdehnt und bereits der Gemeinde zu Alexandrien seinen Besuch abgestattet. B

(Die „Erfolge" der Heilsarmee) Nach einem kürzlich erschienenen Jahresbericht, der vom Hauptquartier der Armee aus versandt wird, hat im Jahre 1886 die Armee nicht weniger als 148200 Personen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas der Sünde und dem göttlichen Gerichte entrissen; wenigstens haben so viele Personen erklärt, daß sie bekehrt seien und den Frieden beim Heiland gefunden hätten. In der gleichen Zeit wurden von der amerikanischen Armee über eine halbe Million Gebetsversammlungen in den Häusern, 345800 unter dem freien Himmel abgehalten. B

(Legat) In Newyork starb kürzlich eine reiche, fromme Dame, Miß Catherine Wolfe. Sie hat ihr großes Vermögen, das nach oberflächlicher Schätzung über eine Million Dollars betragen soll, der bischöflichen (Protestantischen) Kirche von Amerika vermacht mit der Bestimmung, daß von den Geldern eine Kathedrale für die Protestantische Kirche in Newyork gebaut und ausgestattet werde. B

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig